

Iris Bahr

Schlampen im Schlafsack

Auf der Moomlatz-Route durch Südamerika

Aus dem Englischen von Andrea O'Brien

Mit einer Illustration und drei Karten

MALIK

*Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.malik.de*

Nach einer wahren Begebenheit ...



ISBN 978-3-89029-758-3

Englischer Originaltitel: »Sluts in Fleece«

© Piper Verlag GmbH, München 2010

Illustration: Samuels Media Design, Hollywood

Karten: cartomedia, Karlsruhe

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany



Ecuador ist herrlich grün und betörend, wie Irland ohne den blassen Teint und die Würstchen. Unsere Moomlatz-Unterkunft in Vilcabamba besteht aus einer Holzhütte, die sich an einen Fluss schmiegt. Sie wird von Petra, einer mit Würde gealterten Skandinavierin, geführt. Irgendwie sorgen die Stupsnasen und blauen Augen der Nordeuropäer dafür, dass sie immer jung aussehen. Man denke an Donald Sutherland. Ja, gut, er sieht aus, als wäre er tausend Jahre alt. Und er ist auch kein Skandinavier. Aber er sieht aus wie ein Skandinavier. Vielleicht verwechsle ich ihn auch mit Max von Sydow. Ja, genau. Mist, der sieht auch steinalt aus. Okay, die Mitglieder der Familie Bergmann. Oder Harry Belafonte. Nee, der ist schwarz. Schwarze bleiben immer jung. Das hat Carla mir verraten. Die hatte auch keine Falten. Und jetzt versuchen sie mir nicht weiszumachen, Morgan Freeman hätte Falten, der hat nämlich nur so kleine merkwürdige Knullen im Gesicht. Und seine Stimme lässt ihn alt wirken. Der hat wahrscheinlich schon mit vier Jahren so geklungen.

Langer Rede kurzer Sinn, Petra ist jedenfalls bildschön und macht tolle Salate, was eine willkommene Abwechslung von unserer üblichen lateinamerikanischen Diät aus gebratenem Mais in allen Formen und gelegentlich ein bisschen Yucca bietet. Yucca ist eine Art Kartoffel, die so fad schmeckt, dass man es als negativen Geschmack bezeich-

nen könnte, so, wie wenn einem der Geschmack praktisch aus dem Mund gezogen würde und man mit einem gereinigten Gaumen zurückbleibt. Als unsere Gastgeberin mir das erste Mal Salat servierte, war ich ein bisschen aufgeregt, denn alle Touristen machen einen großen Bogen um ungekochte Speisen, was ja auch sinnvoll ist, wenn man bedenkt, dass Gemüse häufig mit gesundheitsfördernden Produkten wie menschlichen Exkrementen gedüngt wird. Doch Petra versicherte uns, ihr Gemüse würde von ihr höchstpersönlich dreimal mit gefiltertem Wasser gewaschen und könnte ohne Bedenken verzehrt werden.

Talia und ich genießen das frische Gemüse und machen uns dann auf den Weg zur Terrasse, wo ein paar Israelis namens Rooli, Laffi, Tamir, Keren und Chezi abhängen. Mit seinen Hamsterbacken sieht Rooli aus wie ein Engelchen, Laffi hingegen ist lang und dünn und besitzt eine riesige Nase und Kringellocken, Chezi ist der Jüngste und ganz offensichtlich in Keren verliebt, die intelligent, witzig, wunderschön, aber auch männlich genug ist, dass ich sie nicht hassen muss. Ihr wisst schon, so als wäre sie ein bildhübscher Mann, der zufällig eine Vagina besitzt. Für beide Geschlechter attraktiv, ist sie wie eine nicht bedrohliche Lichtgestalt.

Tamir haut mich von den Socken. Er hat samtweiche, olivenfarbige Haut, laszive Lippen und riesige mandelförmige Augen im klarsten Grün.

Die bunte Truppe nimmt uns in ihrer Mitte auf.

»Erzähl ihnen von San Pedro!«, fordert Rooli Tamir auf.

»Ich dachte, mein Kopf wär 'ne Orange und ich so, Scheiße, ich bin 'ne Orange. Ich hab keine Hände. Ich bin 'ne Orange!!!«

»Du bist 'ne Orange, du bist 'ne Orange«, singen die anderen und kichern hysterisch.

»Was ist dir denn in San Pedro passiert?«, fragt Talia naiv.

»Das ist kein Ort, das ist ein Kaktus«, lautete Roolis Antwort. »Ein *totally crazy* Kaktus mit so einem Sockenschuss, dass du dich bepissst vor Lachen und nicht mehr aufhören kannst, bis du am liebsten sterben willst.«

»Die Leute kommen nur deswegen nach Vilcabamba«, wirft Chezi ein.

»Echt? Ich dachte, die kommen wegen der Salate!«, entgegne ich.

Tamir sieht mich an und prustet los. Er hat zwar noch kein erotisch aufgeladenes Funkeln im Auge, aber ich bin froh, dass ich ihn zum Lachen bringen kann.

Während der nächsten zwanzig Minuten schildert uns die Truppe ihre Erlebnisse in San Pedro, in denen Nacktheit, der Fluss, heulen, lachen, mehr Nacktheit und mehr Fluss eine tragende Rolle spielten.

Talia sitzt völlig verwirrt da, sie kapiert nicht, wie ein Kaktus Menschen dazu bringen kann, nackt am Fluss zu stehen und zu heulen.

»Es handelt sich um einen psychedelischen Kaktus«, kläre ich sie auf. »Wenn du von dem was nimmst, bist du dicht wie ein U-Boot.«

»Oh!«, macht sie. »Ich habe noch nie Drogen genommen. Ich dachte, davon wird man nur müde.«

Rooli ist tief bestürzt. »Noch nicht mal Gras?«, fragt er ungläubig.

»Nein. Ich finde, Menschen, die Drogen nehmen, wollen sich der Realität und ihren Problemen nicht stellen.«

Tamir wirft mir einen Blick zu und verdreht die Augen. Ja, ich geb's zu, ich habe auch die Augen verdreht.

Ich wähle anscheinend immer die größten Tranfunzeln als Reisegefährtinnen. Vielleicht komme ich mir daneben nicht so bräsig vor, oder es liegt daran, dass ich es mit meiner emotionalen Minimalkonfiguration nicht wirklich mit Leuten von Format aufnehmen kann und mich lieber ein

bisschen in der Welt der Waldwichtel tummele. Obwohl das Verzehren eines Kaktus jetzt nicht wirklich verrückt klingt. Nur schmerzhaft.

Laffi zündet sich einen Joint an.

»Ach, komm schon. Nur einen Zug. Es wird dich schon nicht umbringen«, beschwichtigt er Talia.

Ich erwarte fast, die Aufklärungstypen aus der Grundschule mit ihren Postern und Plakaten zum Thema »Gruppendruck« aufmarschieren zu sehen. Persönlich finde ich es ja eher lächerlich, wenn ein Erwachsener versucht, einen anderen zum Marihuanakonsum zu überreden, deshalb nehme ich einfach mal einen kräftigen Zug und lehne mich zurück.

»Probierst du was vom San Pedro, Iris?«, fragt Tamir.

»Nee, danke, mein letzter mieser Trip mit *Magic Mushrooms* reicht mir erst mal.«

»Au ja, erzähl mal!«, rufen sie alle im Chor. Talia setzt eine gelangweilte Miene auf, die ich ignoriere.

Ich gebe meine Anekdote mit der königlichen Kotfamilie zum Besten, und die anderen kugeln sich schon bald lachend am Boden. Talia guckt belämmert aus der Wäsche, denn sie sieht mich plötzlich in einem völlig anderen Licht.

»Ist das deine erste Reise nach dem Wehrdienst?«, fragt Tamir.

»Nee, ich war vor einem Jahr schon in Asien unterwegs.«

Plötzlich bringt mir der Haufen viel mehr Respekt entgegen.

»Wow! Hab gehört, die Partys sind das Weltenende*«, meint Rooli.

* Im Hebräischen umgangssprachlich für »großartig«. Angesichts der Lage in unserem Land überrascht es wenig, dass ein Begriff wie »Weltenende« für Israelis positiv besetzt ist.

»Stimmt. Manali ist der abgefahrenste Ort der Welt.«

»Das hier ist unsere erste Reise seit dem Wehrdienst«, erklärt Laffi, und seine Nase kräuselt sich ein wenig, so als würde sie gleich unter ihrem eigenen Gewicht abbrechen. Laffi könnte so süß sein, aber die als Riechorgan fungierende Schildkröte mitten im Gesicht stellt alles andere wortwörtlich in den Schatten.

»Wieso konntest du dir zwei Reisen leisten, sind deine Alten reich oder so?«, fragt Rooli. Schön, dass Israelis immer so direkt sind. Die meisten Nichtisraelis empfinden das als harsch, aber ich erfahre lieber von den Leuten selber, was sie gerade denken, als von anderen oder durch Stasi-Abhörmethoden.

Tatsache ist, ich bin nicht reich, aber meine Eltern haben mir immer Geld gegeben, wenn ich es brauchte. Mein Vater hat mich so erzogen, dass ich mir alles erarbeiten musste und nichts als selbstverständlich ansehen durfte. Manchmal hat er es etwas übertrieben, wie damals, als ich ihn mit fünfzehn in seinem New Yorker Büro in der Bank besuchte. Ich war so begeistert, weil ich von dort ins Ausland telefonieren konnte, dass ich Talia in Israel anrief und mich über eine halbe Stunde lang mit ihr über David Bowie unterhielt. Gerade als wir gemeinsam *Church on Time* anstimmten, kam mein Vater ins Büro und nötigte mich mit strengem Blick, den Hörer aufzulegen. Er zwang mich dazu, am nächsten Morgen in die Bank zu kommen und einen ganzen Tag umsonst dort zu arbeiten, um »meine Schulden zu tilgen«. Entweder meinte er, acht Stunden meiner Arbeit seien nur vierzehn Dollar wert, oder er dachte, das Telefonat nach Israel habe ein Vermögen gekostet. Ich danke ihm jedenfalls für dieses Lehrstück in Sachen Ethik. Es hat mich so geprägt, dass ich aus Schuldgefühl freiwillig zu viel Steuern zahle.

»Na ja«, erkläre ich der Gang. »Die Asienreise habe ich mir durch Kellnern zusammengespart, und für diese Reise

habe ich das Geld von meiner Bat-Mizwa verbraten. Wie habt ihr euch finanziert?»

»Wir haben uns als männliche Begleiter verdingt.«

Ich warte lieber auf das »war 'n Witz«, bevor ich lospruste. Doch da kommt nichts.

»Ach, echt?»

»Ja, wir haben für Geld mit Frauen geschlafen. Haben 'ne Menge Kohle gescheffelt.«

Rooli und Laffi schlagen ein. Tamir lächelt stolz. Er wirkt nicht wie ein einfacher Stricher, sondern wie ein Edelcall-boy, der sich seine Kundinnen aussucht und viel Geld für seine Gefälligkeiten verlangt.

Ja, ja, da haben wir es wieder. Der gute alte Unterschied zwischen Männlein und Weiblein. So emanzipiert eine Frau auch sein mag, so viel sie auch in der Gegend herumvögelt und sich dabei gut fühlt, sie würde doch einer Gruppe Fremden gegenüber niemals erwähnen, dass sie sich einige Monate lang prostituiert hat, um sich den Expresszug nach San Pedro leisten zu können. Doch wenn ein Typ sein Ding an Hunderte verzweifelte Schnullen verkauft, stellt er sich auf den höchsten Berg und wedelt stolz und fröhlich mit seinem abgewetzten Schlong. Ist das jetzt ein Zeichen des Rückschritts unserer Gesellschaft, oder sind Männer einfach blöd, wenn sie es attraktiv finden, ihre Haut zu verkaufen? Wo wir gerade beim Thema sind, wie ist es möglich, dass ich Tamir auf einmal noch anziehender finde?

Just in diesem Augenblick kommt eine Australierin Mitte vierzig, deren Gesicht von der Sonne gezeichnet ist, auf Tamir zu und drückt ihm einen Kuss auf die Stirn. Nur eine Freundin? Kundin? Er lächelt.

»Chelsea, das hier sind zwei neue Freundinnen von mir, Talia und Iris.«

»Hi, Mädels.« Sie begrüßt uns mit einem sexy Aussie-Akzent.

»Wo habt ihr euch kennengelernt?«, frage ich neugierig. Ich weiß, ich falle mit der Tür ins Haus, aber so was muss man vorher abklären.

»Ich habe Chelsea in Cuzco getroffen.«

Ich versuche zu erkennen, wie weit Tamirs Stimme das Schwärmometer ausschlagen lässt, komme aber zu keinem Ergebnis. Er steht auf und holt Chelsea einen Stuhl. Die beiden drücken sich innig die Hände, bevor sie sich setzt. Liebe ist auf jeden Fall im Spiel, aber eher die von der stillen Sorte. Die Art Liebe, die gesund ist und die ich mir wünschen sollte, aber nie erreichen kann, weil ich einfach zu viel Leidenschaft im Blut habe und nie weiterkomme als bis zur Stelle, wo ich merke, dass das Feuer erloschen ist. Das ist meistens zwei Wochen nach der Sexorgie der Fall, wo normalerweise eine echte Beziehung einsetzt.

Chelsea nippt an ihrem Tee und starrt in die Wildnis. Was findet Tamir nur an ihr? Ich bewundere Männer, die sich in ältere Frauen verlieben,* aber Chelsea hat so gar nichts Aufregendes an sich. Vielleicht leidet sie noch an den Nachwehen einer stacheligen Begegnung mit San Pedro, wer weiß. Oder er steht auf die ruhige, reife Nummer. Scheiße. Dann bin ich total chancenlos.

Natürlich blende ich eine Sache aus. Chelsea ist blond. Wäre an sich nichts Besonderes, aber israelische Männer fahren vollkommen auf Blondinen ab. Für sie ist es fast so, als zählten blonde Frauen zu einer anderen Spezies. Das ist auch der Grund, warum jedes noch so mollige deutsche Mädels, das nicht einmal bei einem aknegeplagten, dumpfbackigen Bauhausfan aus Bochum jemals zum Zug kommen würde, in den nächstbesten Kibbuz aufbricht, wo es

* Aber nur, wenn diese nicht aussehen wie die Mütter der Männer und keinerlei mütterliche Qualitäten besitzen, alles andere finde ich abartig.

sich sogleich den heißesten sexhungrigen Israeli aussuchen darf.

Wenn ich es recht bedenke, muss ein Mädchen nicht einmal blond sein, um in Israel abgeschleppt zu werden, es reicht schon, wenn die Haarpracht in blassem Maulwurfsgrau erstrahlt. Rona zum Beispiel, eine Frau aus meiner Highschool, verfügt über ein rattenartiges Gesicht, doch ihr langes Haar war gerade hell genug, dass sie in meiner Klasse als blonde Sexgöttin galt. (Auf Hebräisch sagen wir *koosit*, was wörtlich übersetzt »Vagina« heißt. Wir sind eben vorausschauend.)

Doch Chelseas Haare sind echt blond, so blond wie ein Weizenfeld, und dies in Kombination mit ihrem australischen Gleichmut verspricht ein geruhssames Leben, voll Einfühlungsvermögen und unerschöpflichen Kängurumilchreserven.

Ich dagegen kann lediglich mit einer gequälten Seele und einer Überdosis Hormone aufwarten. Und Liebe. Ich habe Liebe zu bieten. Ganz viel ungezügelter Liebe. Ich habe so viel Liebe in mir, dass es sich anfühlt, als flösse Gift in meinen Adern. Ich will damit nicht sagen, meine Liebe sei giftig, sondern nur, dass ich kein Ventil dafür habe. Und selbst wenn dieses Gefühl vor Urzeiten mal rein gewesen sein sollte, so läuft es mittlerweile so lange in meinem Körper Amok, dass es fault und fermentiert und bitter geworden ist. In mir schreit es nach einem Partner, der mich endlich einem Aderlass unterzieht. Oder so ähnlich.

In welchem Zustand es sich auch immer befinden mag, es muss wohl aus meinen Augenhöhlen hervorquellen, denn Tamir sieht mich plötzlich verwirrt an.

»Geht es dir gut, Iris? Du starrst so auf Chelseas Kopf.«

»Was? Oh, 'tschuldigung. War einen Augenblick ganz fasziniert von diesen vielen gelben Haarfollikeln, die sind echt fesselnd.«

Chelsea lächelt mit friedlicher Gelassenheit, nimmt Tamirs Hand und führt ihn in ihr Holzhäuschen, wohl um dort mit ihm känguruartig zu kopulieren. Die beiden geben ein schönes Paar ab, und plötzlich fährt mir ein stechender Schmerz in die Brust, ich sehne mich nicht nur nach Tamir, sondern nach einem Gefühl der Nähe, das sich nur zwischen Liebenden einstellt. So etwas habe ich noch nie erlebt. Zunächst kam nie eine Beziehung zustande, weil ich solche Angst vor Sex hatte, aber heute läuft Beziehung nur über Sex, denn sobald es persönlicher wird, flippe ich aus. Wann hört diese Scheiße eigentlich endlich auf?

Ich hätte meinen eigenen Hostessendienst gründen sollen.

»Wozu hast du jetzt Lust?«, fragt Talia und reißt mich aus meiner Identitätskriseritis.

»Weiß nicht ... Abhängen und chillen.«

Talia gefällt mein Vorschlag nicht. Ich hätte Talia nie als ruhelose Person eingestuft, ich hielt sie immer für die geeignete Partnerin für die gemeinsame katatonische Freizeitgestaltung in exotischer Umgebung, doch nach ihrem Anfall mit dem *Inca Trail* weiß ich, dass ich da falsch lag.

Talia steht auf und befragt unsere alterslose Gastgeberin nach Freizeitaktivitäten in der Umgebung. Sie kommt zurück und schleppt nicht etwa einen Stapel Broschüren für Wildwassertouren an, sondern Pazit, die Turbo-Augenbraue.

»Guck mal, wen ich getroffen habe«, frohlockt Talia.

»Hallo, Pazit, was machst du denn hier?« Das klang nicht so vorwurfsvoll, wie ihr denkt. Ehrlich nicht.

»Huaraz ist im Schnee versunken, deshalb bin ich hier.«

»Ich habe Pazit vorgeschlagen, sich für den Rest der Reise mit uns zusammenzutun!«, verkündet Talia stolz.

Ich werfe Talia einen entgeisterten Blick zu, doch sie lächelt nur. Sie ist sich überhaupt nicht bewusst, dass sie sich

gerade den größten Schnitzer erlaubt hat, den man sich unter Rucksackreisenden überhaupt vorstellen kann: Sie hat jemanden eingeladen, sich der Reisegruppe anzuschließen, ohne ihre Reisegefährten vorher gefragt zu haben.

»Oh. Okay!«, stimme ich ein und schicke ein gezwungenes Lächeln hinterher. Ich werde mich selber aus der Scheiße ziehen!

Gerade in diesem Augenblick treten Tamir und Chelsea mit postkoitalem Leuchten im Gesicht und Händchen haltend aus der Hütte.

Bei mir stellen sich die üblichen Symptome akuter Verliebtheit ein. Schmetterlinge im Bauch. Magengeschwür. Rektale Verkrampfung. Wow, das ist neu! Ich habe noch nie einen Krampf im Schließmuskel gehabt! Faszinierend. Schmerzhaft, aber cool. Vielleicht sollte ich meine Meinung zum Thema Analsex revidieren.

Was ist so anders an Tamir? Ich frage mich, ob ich so an ihm interessiert bin, weil er nicht frei ist und ich deshalb keine Angst vor Nähe haben muss. Wahrscheinlich. Gott, ich wünschte, ich wäre nicht den ganzen Tag so mit mir selber beschäftigt, die Kakophonie in meinem Hirn ist einfach zu viel für mich.

Wenn man es genau bedenkt, täte es mir vielleicht gut, mit der Turbo-Augenbraue zusammen zu sein und mich ein bisschen mehr in der Natur zu bewegen, statt ständig Männer anzustarren, die sowieso schon vergeben sind, und mich unablässig mit meiner Angst vor Nähe zu beschäftigen. Vermutlich verbringen deshalb so viele Menschen ihre Freizeit damit, unnütze Berge zu erklimmen. Sie wollen ihr Gehirn zum Schweigen bringen. Ich glaube, Gott will mir was sagen.

»Kommt ihr mit auf eine kleine Wandertour?«, fragt Pazit. »Es gibt einen wunderbaren Wanderweg am Fluss entlang. Der ist nur zehn Kilometer lang.«

»Ach, das würde ich gerne, aber ich habe um zwei eine Massage, und die will ich nicht absagen.«

»Ach?«, fragt Talia.

»Ja, habe ich ausgemacht ... vorher ...«

»Na, auch gut«, sagt Talia, wieder ohne eine Spur von Bedauern.

»Viel Spaß!«, rufe ich und flitze zum Empfang, um mich für meine bereits vereinbarte Massage anzumelden.

»Ja, sicher, wir haben hier eine ausgezeichnete Masseurin«, sprudelt es aus der skandinavischen Königin hervor, »und den schönsten Massageraum der Welt.« Sie deutet auf einen kleinen Hügel. Ganz oben kann ich einen Massagetisch ausmachen. Hola! Sie übertreibt nicht. Meine Entscheidung war goldrichtig.

»Die Masseurin ist in einer Viertelstunde bei dir, ziehe dich einfach aus, und leg dich auf den Tisch. Keine Sorge, keiner kann dich von hier unten sehen, du kannst dich also ganz ausziehen.«

Die Vorstellung, eine Masseurin könnte mir unter der ecuadorianischen Sonne die Brüste kneten, erfüllt mich mit brennender Vorfreude. Ich haste, ich eile.

Völlig außer Atem komme ich oben an, doch in der Stille entspanne ich mich schnell. Die Luft ist rein und klar, es weht ein mildes Lüftchen, und die Laken auf dem Massagetisch sind weich und kuschelig. Hier gibt es alles, was eine verkrampfte, neurotische Jüdin wie ich so braucht.

Ich zerre aggressiv wie Mr. und Mrs. Smith an meinen Klamotten, lege mich mit dem Gesicht nach unten auf den Tisch. Meine weißen Gesäßbacken werfen die Strahlen der heißen Sonne Ecuadors zurück in den Himmel.

Ich höre Schritte und versuche, mich zu entspannen, damit die Masseurin nicht merkt, wie weit ich vom Zen-Idealzustand entfernt bin, und nicht mit mir arbeiten will. So wie bei meiner Mutter, die einen Tag vor unserer Putzfrau die

Wohnung sauber machte, damit sie keinen schlechten Eindruck von uns hat. Ja, unsere Logik ist für 'n Arsch, ich weiß.

Die Masseurin sagt kein Wort. Nicht mal »Hallo ... was für 'nen hübschen weißen Hintern du hast« ... einfach nichts. Was ich völlig in Ordnung finde. Es gibt nichts Schlimmeres als eine geschwätzige Masseurin. Oder Friseurin. Oder Kellnerin. Die Liste ließe sich fortsetzen.

Meine Wellnessfee spritzt sich laut vernehmlich etwas in die Hände, dem Geruch nach ist es wohl Lavendelöl, und dann ... mmmmh, beginnt die Reise ins Paradies.

Eine Stunde lang streichen mir diese magischen Hände die Spannung aus jedem Körperteil, sanft, aber bestimmt, hart, aber sinnlich. Diese Hände hören auf meinen Körper, lösen meinen überspannten Nacken, besänftigen die Angst in meinen Händen, die Qual in meinem Bauch. Plötzlich fange ich an, leise zu weinen, die Tränen laufen langsam und in natürlichem Strom aus meinem Körper. Die ganze Zeit über sprechen wir kein Wort, das brauchen wir nicht, wir atmen ein. Wir atmen aus. Perfekte Harmonie.

Als ihre magischen Hände meine Kopfhaut massieren, sind die Tränen versiegt, meine Nase tropft durch das Loch in der Kopfstütze, aber das ist mir egal. In meinem ganzen Leben habe ich mich noch nie besser gefühlt. Es ist, als wäre mir ein Lichtstrahl in den Körper gefahren und hätte mich im tiefsten Inneren gereinigt.

Ein kleiner Glockenschlag beendet die Massage. Ich würde am liebsten für immer hier liegen bleiben, das geht aber natürlich nicht, denn das wäre seltsam und rücksichtslos gegenüber den anderen Kunden. Also setze ich mich auf, möchte endlich meine Retterin sehen. Die Sonne blendet mich. Das Einzige, was ich erkenne, sind goldene Haarfollikel.

Okay, Tamir, jetzt verstehe ich dich! Total!

Warum fragst du?

Mir ist gerade etwas ganz Schreckliches eingefallen. Ich habe meine Mutter seit zwei Wochen nicht angerufen. Am Empfang treffe ich meinen Traumschiffprinzen Tamir, der gerade mit seiner Mutter telefoniert. Mann, bin ich froh, dass er gerade mal nicht kopuliert. Er lächelt und bedeutet mir mit einem israelischen Handzeichen, dass er gleich fertig sei. Vorsicht! In Italien bedeutet dieses Handzeichen: »Verpiss dich!«, also hält man in Rom besser keinen auf. Die Art, wie ein Mann mit seiner Mutter redet, sagt ganz viel über ihn aus. Er war ganz bestimmt ein guter Junge, hat immer sein Gemüse aufgegessen und hat seiner Mama beim Saubermachen geholfen, während sein Bruder eine Tüte durchgezogen und *King Crimson* gehört hat. Woran ja auch nichts auszusetzen ist.

Tamir legt auf und tritt beiseite. Ich will gar nicht, dass er geht. Er bleibt. Seltsamerweise macht es mir gar nichts aus, dass er mein Gespräch mithört.

»Hallo, Ima!«

»Hallo, Schätzchen. Wie geht's?«, fragt meine Mutter merkwürdig gelassen. Ich hatte das gesamte Programm erwartet, bis zum hysterischen Anfall und drohenden Herzinfarkt, weil ich nicht angerufen habe.

»Gut. Hast du dir gar keine Sorgen um mich gemacht?«

»Wieso sollte ich mir Sorgen machen? Du bist doch mit Talia unterwegs.«

Hoppla, Mama ist auf einmal ganz normal. Sehr seltsam.

»Seid ihr noch in Peru?«

»Nee, wir sind nach Ecuador weitergezogen.«

»Phantastisch. Wie geht es Talia?«

»Gut. Sie ist auf einer Wandertour. Wie steht es um Porsche?«

Stille.

»Du fährst einen Porsche?«, fragt Tamir tonlos. Er ist völlig baff. »So heißt mein Kater«, flüstere ich.

»Ima? Bist du noch dran?«

»Ja, ja, ich bin noch dran.«

»Ich hab dich gefragt, wie es Porsche geht.«

»Was? Äh, alles in Ordnung. Ich kann dich nicht so gut verstehen.«

Meine Mutter konnte noch nie gut lügen. Ich weiß, dass etwas passiert ist. Etwas Schlimmes. Ich frage sie rundheraus.

»Ima, ist Porsche tot?«

»Warum fragst du?«

»IMA!!!«

Ich unterdrücke die Tränen.

»Ist mein Kater gestorben?«

Ich höre, wie Ima lange an ihrer Zigarette zieht. Schließlich kommt die Antwort.

»Ja.«

»Wann?«

»Vor drei Wochen.«

»VOR DREI WOCHEN? PORSCHE IST SCHON SEIT DREI WOCHEN TOT? Warum hast du mir nichts gesagt?«

»Ich wollte dich nicht beunruhigen.«

Tamir legt mir den Arm um die Schultern. Ich fange an zu weinen.

»Lass dir davon nicht die Reise verderben, *mamaleh*.«

»Er war mein Kater, Ima. Fünfzehn Jahre lang.«

»Ich weiß, mein Schatz. Ich weiß. Ich war auch traurig. Lass dich davon nicht unterkriegen, ja? Ich hab dich lieb.«

»Ich hab dich auch lieb.«

»Tschüs.«

Ich lege auf, und Tamir nimmt mich fest in die Arme.

»Dieser Kater ist mit mir durch dick und dünn gegangen. Er war zwar nicht besonders helle, aber er war immer da, vor allem in schlechten Zeiten.«

»Warum hat sie es dir nicht gesagt?«, fragt er und drückt mich noch fester an sich.

»Meine Mutter hat mit zwei Dingen Probleme, die eng miteinander verbunden sind: schlechte Nachrichten und der Tod. Als sie noch recht jung war, starben ihre Eltern im Abstand von wenigen Monaten. Sie hat die Gräber nie besucht und setzt grundsätzlich keinen Fuß auf Friedhöfe. Sie glaubt, wenn schlechte Nachrichten nicht verkündet werden, dann könnte man die Dinge dadurch ungeschehen machen. Sie ist außerdem eine Anhängerin der damit verwandten, philosophischen Schule, deren Motto lautet: ›Gehe nicht zum Arzt, dann wirst du auch nie krank.« Anhänger dieser Schule gehören zumeist auch einer anderen, ähnlich gelagerten Glaubensgemeinschaft an, die davon überzeugt ist, dass ›furchterregende Krankheiten verschwinden, wenn man sie ignoriert oder einfach nicht behandelt‹. Ich musste erst mit Hungerstreik drohen, bloß um sie zu einer Mammografie zu bewegen, bei der man tatsächlich ein Geschwür fand. Dieses wurde gleich zweimal entfernt, und zwar von einem kompetenten wie arroganten Arzt und seinem treuen israelisch-arabischen Assistenten Osama. Während unseres Aufenthalts im Krankenhaus Haifa General baggerte Osama mich mehrere Male an, doch ich war viel zu sehr damit beschäftigt, mich um meine Mutter zu sorgen, um mich auf andere Dinge einzulassen.

Abgesehen davon, ist es auch ein wenig seltsam, wenn man mit jemandem rummacht, der die Brüste der eigenen Mutter geknetet hat. «*

Tamir lacht. Bingo! Die Frage ist, findet er es cool, dass ich trotz meiner Trauer Witze reiße, oder denkt er, ich ziehe immer alles ins Komische, damit man mir meine Unsicherheit nicht anmerkt? Hält er mich vielleicht für eine, die ständig Witze reißt und nie ernst sein kann?

Einmal stand ich sogar kurz davor, auf der Bühne als Comedienne aufzutreten, also wäre so eine Einschätzung gar nicht so abwegig.

Das war auf einer Kreuzfahrt im Jahre 1983, als meine Eltern sich auf dem Höhepunkt ihres grässlichen Scheidungskriegs befanden. Vom Wunsch beseelt, mal wieder etwas Schönes zu erleben, telefonierte meine Mutter mit ihren Freunden Carlos und Sara Ferrer in Miami. Die beiden stammten aus Kuba und hatten einen hamsterbäckigen, vorlauten, lebhaften Jungen namens Andy. Carlos war einer der wenigen Menschen auf diesem Planeten, die wirklich ein Herz aus Gold besitzen. Er tat keiner Fliege etwas zuleide, war immer bereit zu helfen, und in jeder Silbe, die er sprach, lag liebevolle Zärtlichkeit. Sara war eine ganz bezaubernde Frau mit einer Frisur, die sich in dreißig Jahren nicht verändert hatte.

Bei Carlos und Sara machten wir immer halt, wenn wir alle drei Jahre nach Disneyworld oder Epcot fuhren. Die Ferrers wussten, dass sich die Ehe meiner Eltern in fortschreitender Zerrüttung befand, und spürten instinktiv, dass meine Mutter und ich mehr brauchten als die Stadt Kairo in der Disney-Plastikvariante oder einen Perversen im Mickeymaus-Kostüm. Deshalb luden sie uns auf ihre

* Dachtet wohl, ich hätte ein Problem damit, mit jemandem auszugehen, der Osama heißt, hm? Dazu bin ich viel zu kosmopolitisch.

alljährliche Kreuzfahrt von Miami auf die Bahamas und die Florida Keys ein. Ich war noch nie auf einer Kreuzfahrt gewesen, aber vom *Traumschiff* wusste ich, dass so etwas ganz viel Spaß machte, es dabei immer einen leutseligen Steward, viel leckeres Essen und Shuffleboard gab. Ich war so aufgeregt. Meine Mutter war erleichtert und hielt die Reise für eine großartige Idee.

Wir flogen also nach Miami und trafen uns mit den Ferrers am Hafen. Meine Mami und ich gingen Hand in Hand an Bord eines riesigen Kreuzfahrtschiffes, wurden von der Besatzung begrüßt, der blaue Ozean lag vor uns, und ich kam mir vor wie im Märchen.

Wir folgten den Ferrers durch die mit Teppich ausgelegten Flure. An ihrer Kabine machten wir zuerst halt.

»Ich bringe Ruthie und Iris zu ihrer Kabine, Sara!«, verkündete Carlos, wie immer durch und durch Gentleman. Durch die offen stehende Tür sah ich, wie Andy ganz begeistert auf dem mit rotem Samt bedeckten Doppelbett herumsprang.

Carlos warf einen Blick auf unsere Tickets. »Folgt mir!«

Wir gingen weiter den Flur entlang und nahmen die Treppe ins untere Stockwerk. Sie hatte ganz viele Stufen, diese Treppe. Ich zählte ganze fünf Treppenabsätze. Tief und immer tiefer stiegen wir hinab. Ich warf meiner Mutter einen verwirrten Blick zu.

»Ist unsere Kabine unter dem Meeresspiegel?«, fragte ich.

»Nein, selbstverständlich nicht, Schatz. Wir konnten uns nur die teuren Kabinen auf dem oberen Deck nicht leisten.«

»Ach so.«

Die Kabinentüren auf diesem Deck lagen sehr viel dichter beieinander. Sie sahen aus wie eine Reihe kleiner Besenkammern.

Schließlich öffnete Carlos die Tür zu einer dieser Kammern. Darin fanden tatsächlich zwei Stockbetten Platz, und es gab ein winziges Bullauge, das gerade noch aus dem Wasser ragte.

Meine Mutter lächelte mir verlegen zu. Mir ging es schlecht, weil es ihr schlecht ging, und um die Situation zu retten, flitzte ich zum Stockbett und hüpfte darauf herum, wie ich es bei Andy gesehen hatte. Leider stieß ich mir dabei prompt den Kopf an der 1,20 Meter hohen Decke.

»Schatz, sei vorsichtig!«

Carlos schenkte uns ein mitleidiges Lächeln. »Wir sehen uns in einer Stunde beim Dinner. Freut euch schon mal auf das Essen, es ist phantastisch!«

Meine Mutter und ich lächelten und umarmten Carlos schnell, bevor dieser vor lauter Mitgefühl für unsere missliche Lebenslage in Tränen ausbrechen konnte. Die erschien mir in einer winzigen, klaustrophobischen Kabine, fünf Decks von Familienleben und Hoffnung entfernt, irgendwie noch misslicher.

Das Schiffshorn tutete laut, und meine Aufregung stieg.

»Lass uns ein bisschen spazieren gehen«, schlug meine Mutter vor.

Super Idee. Wir erklommen die Stufen hinauf zur Zivilisation und besichtigten das Unterhaltungsdeck, wo sich der Nachtclub und die Restaurants befanden.

An der Tür zum Nachtclub hing ein Schild: »TALENT-SHOW, 20 Uhr«. Mein Herz tat einen Hüpfer. Ich glaube, das war der Moment, in dem mir klar wurde, dass ich Bühnenkünstlerin sein wollte. Plötzlich wünschte ich mir nichts sehnlicher, als an diesem Abend auf der Bühne zu stehen und irgendetwas Talentiertes vorzutragen. Ich wusste nur nicht genau, welches Talent das genau sein sollte. Meine Mutter schlug vor, ich sollte Akzente nachahmen. Das hatte auf unsere Gäste immer Eindruck gemacht. »Mach mal die

Spanierin, Iris!«, hatten sie mir zugerufen, und ich mit meinen fünf Lenzen hatte wie aus der Pistole geschossen irgendein Kauderwelsch geplappert, das sich überzeugend echt wie Spanisch anhörte. »Mach die italienische Fremdenführerin, Iris!«, bettelten sie, und ich machte die Frau nach, die uns durch Rom geführt hatte, indem ich eine lupenreine Imitation einer besonders charakteristischen Phrase zum Besten gab: »Diese iste der Marmorrrr, dene sie aus Carara brachten.«

»Sag noch mal Carara, Iris! Bitte, sag es noch mal!«

»Carrrrrarrrrra!«, knurrte ich mit meiner kindlichen Piepstimme. Saul, ein Freund meines Vaters, sagte damals: »Die ist ein echter Renner, die Kleine. Die ist wie ein Radio!«, was alle anderen sofort verstanden, nur ich nicht. Warum war ich wie ein Radio?

Wir schrieben meinen Namen auf die Liste. Vor mir hatten sich bereits zehn andere eingetragen, doch ich befand mich an der ersten Stelle der Zehnerreihe! Ich konnte es gar nicht erwarten, meine Dialektnummer vor großem Publikum aufzuführen. Meine Mama war genauso aufgeregt wie ich und meinte, wir sollten schnell ins Restaurant gehen, um vor der Show um acht zu essen.

Im Restaurant konnte man riesige Eisskulpturen und weitere Sinnbilder der Dekadenz besichtigen, lange Tische waren der Förderung der Fettleibigkeit gewidmet, die Speisen auf unwiderstehlichste Weise präsentiert. Meine Mama und ich häuften unsere Teller voll und gesellten uns zu den Ferrers, die sich bereits mit jeweils zwei vollen Tellern eingedeckt hatten. Die Freuden des All-You-Can-Eat.

Plötzlich neigte sich das Schiff nach links. Ganz weit nach links. Ich hielt meinen Teller fest und spürte, wie mir langsam schlecht wurde. Mehr brauchte es nicht. Ein scharfer Linksruck, und mein Magen geriet in Panik. Jetzt neigte sich alles jäh nach rechts. Meine Mutter erblasste. Es lag an

den Genen. Nur so war es möglich, dass wir den ganzen Mist erbten, den die Großeltern schon unseren Eltern vermacht hatten, und dazu noch ein paar miese Sachen, die eine Generation übersprungen hatten.

Das Essen drehte sich vor mir. Im Gegensatz zu uns verschlangen die Ferrers gierig ihre Mahlzeit, das Schlingern des Schiffes regte anscheinend ihren Appetit an.

»Ima, ich muss spucken!«, murmelte ich mit gepresster Stimme.

»Okay, wir gehen wieder in unsere Kabine.«

»Wollt ihr gar nichts essen?«, fragte Carlos rührend besorgt. Das Kartoffelgratin mit Speck ist phantastisch, und das Steak könnte nicht saftiger sein!«

»Ja, die Maiskolben mit Butter sind superlecker!«, rief Andy mit vollem Mund und stopfte sich gleich noch eine Gabelladung hinein.

»Ima, ich muss wirklich spucken!«

Ima nahm mich an der Hand und eilte mit mir zurück in unser Verließ. Das Schlingern war unterdessen schlimmer geworden. Aus unerfindlichen Gründen hatte meine Mutter die Wellenbewegung bei der Planung unseres kleinen Ausflugs nicht berücksichtigt, obgleich sie wusste, wie empfindlich wir beide auf solche Dinge reagierten. Ich wurde ja schon in der Badewanne seekrank.

Ich kotzte eine halbe Stunde lang, schwitzte ein wenig und legte mich auf mein Stockbett. Der Kapitän informierte uns, dass wir wegen eines starken Sturms die Florida Keys auslassen und gleich die Bahamas ansteuern müssten.

Ich sah auf meine Uhr. Mickeymaus zeigt auf halb neun. Für mich würde es keinen Talentwettbewerb geben. Ich weinte leise ins Kissen, während mein Körper auf der mit Plastik überzogenen Matratze hin- und herrutschte und die Wellen gegen das winzige Bullauge krachten.

Chelsea kommt um die Ecke. Wenn die mich jetzt umarmt, breche ich wieder in Tränen aus.

»Alles klar, Iris?«, fragt sie und umklammert Tamirs Hände mit ihrem Lavendelgriff.

»Ihr Kater ist gestorben«, erklärt Tamir.

»Ach, das tut mir aufrichtig leid.« Jetzt nimmt Chelsea mich in die Arme.

»Komm und iss mit uns«, schlägt sie vor.

Okay, jetzt wird's merkwürdig.

»Ja, komm doch mit!«, stimmt Tamir ein.

Total merkwürdig. Aber warum nicht, merkwürdig ist doch mein Fachgebiet.

Wir trotten zu dritt hinüber zu Chelseas Hütte. Tamir und ich hocken auf der Terrasse, und Chelsea serviert uns eine Käseplatte mit Tomaten, Oliven und frisch gebackenem Brot. Schweigend lassen wir uns die Mahlzeit schmecken, und ich komme zu mehreren Erkenntnissen, einige haben mit meiner gegenwärtigen Situation zu tun, andere mit meiner anderen gegenwärtigen Situation.

Unerwiderte, eingebildete Liebe ist unbefriedigend.

Wahrhaft gleichmütige Menschen sind irritierend.

Die Turbo-Augenbraue stellt weiterhin eine ernste Bedrohung dar.

Meine Brauen sind auch nicht besonders umwerfend.

Wen will ich eigentlich verarschen? Tamir ist in seine goldene, etwas gealterte Göttin verliebt, und ich verschwende hier meine Zeit und meine Gefühle. Ich brauche mehr, um mich wieder besser zu fühlen, und sollte mir nicht noch mehr Löcher in meinen Schutzpanzer reißen lassen. Es ist Zeit, mit den Mädels nach Quito aufzubrechen. Eine Großstadt, wo Menschen ohne Wanderlust wie ich sich wohlfühlen und Leute wie Pazit eben nicht. Da kann ich die Entertainerin, die Meisterfeilscherin und beste Freundin raushängen lassen.